

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 185 (1906)

Artikel: Der Zug : Novelle

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zug.

Novelle von Ernst Zahn.

1.

Um den mächtigen Gipfel des Mittagsstocks schwebten weiße Nebel, darein die heiße Sonne zuckte, daß die Wolfschleier, dünn wie Spinnweb, langsam zerflatterten vor den Siegerstrahlen. Noch immer überzuckt mit Neuschnee, starrte der Berg in das wandernde Gewölk am hellen Himmel. Es lachte der Tag. Die Kühle des Aprilmorgens lag in tauiger Reinheit ob dem Land.

In die lautlose Stille ringsum klangen vom Berg aus in die blaue Luft harte Schläge wie von Eisen, das ins Gestein fährt. Hoch oben an gewaltiger Wand, dahin nur der geübte Bergsteiger und abgehärtete Gänger sich durchzwingt, arbeiteten zwei Männer eifrig daran, letzte Schneespuren wegzuschaffen vom Gefels, um für ihr Seil sicheren Halt zu finden.

Die beiden Strahler (Krystallsucher) hatten im Herbst an der nur von hier aus zugänglichen Felsmauer eine vielversprechende Krystallader entdeckt, auch das wertvolle, rauchfarbige Gestein schon blosgelegt und waren nun gekommen, ihre Beute zu holen, ehe andere die Stelle fänden.

Eben warf der größere der Männer die letzte Schneescholle in die Tiefe. Ein Donnern folgte dem Wurf. Da unten ging eine Lawine nieder, welche die Scholle gelöst hatte.

„So“, redete der Werfer, seine Schaufel an den Felsen lehnend, „mach’ die Eisen fertig, Josef!“

Der Angeredete, ein schon älterer Mann, eine kurze, hagere, wie ausgetrocknete Gestalt, machte sich am Seil zu schaffen. Sein häßliches, verwittertes Gesicht mit dem schwarzen, ungeflügelten Haupt- und Barthaar zeigte einen Ausdruck von Härte und Energie, wie sie selbst unter den rauhen Bergbauern dieser Gegend eine Seltenheit waren. Der Mensch glich der knorrigen Zwergfichte, zäh und ausdauernd in allem Sturm. Freilich, im Tal nicht nur, sondern im weiten Gebiet des Hochgebirgs war der Schirner-Josef trotz seiner vorgerückten Jahre als der zuverlässigste Führer und der verwegteste Jäger wie auch der glücklichste Krystallsucher bekannt.

Nun hatte er das Seil gelöst und schlängelte es um den gewaltigen Steinblock, den sie freigelegt hatten.

„Bind Dich an, Toni“, murkte er finster und unfreundlich.

Der andere, ein mit Schirner in ungefähr gleichem Alter stehender, mittelgroßer Bergbauer mit offenem, von grauem Bart umrahmten Zügen, achtete nicht darauf.

„Wollen wir nicht auf den Binzenz warten?“ fragte er.

„Warum? — Wer weiß, wann der kommt!“ gab der Schirner zur Antwort.

Der Toni Epp faßte das freie Ende des Seils und machte Miene, es sich künstgerecht um den Leib zu schlingen. „Hast nicht noch ein älteres gehabt?“ fragte er mit heftigem Vorwurf.

Der Schirner-Josef verzog keine Miene. „Das ist noch lang gut genug“, sagte er, und dann fragte er kurz und stockend: „Hast etwa Angst, Dich hinabzulassen? — Dann — kann ja ich — —.“ Er vollendete nicht. Der Epp hatte ohne ein Wort weiter das Seil umgelegt und trat, in der

Hand die Brecheisen, an den Rand des Abgrundes. — Es war, als würde das braune, verwitterte Gesicht des Schirner-Josef fahler; seine Hand zitterte leicht, als er, niederknienend, das Seil am Felsen festzuhalten sich anschickte. Im nächsten Augenblick schon war jede Spur von Erregung von ihm gewichen und, jede Muskel gespannt, erwartete er mit straffem Seil den Hinabstieg des andern.

Der begann seine gefährliche Fahrt. — „Halt‘ gut wie immer“, sagte er, während er sich über den Felsvorsprung hinunterließ. Jetzt verschwand er langsam in der Tiefe. Noch fand sein Fuß da und dort einen Halt. Jetzt spannte sich das Seil, ein Beweis, daß der Strahler in der freien Luft schwante. — Jede Faser des alten Gewebes krachte, — das Seil konnte nicht mehr sicher sein! — Doch es hielt aus! — Die Augen des Zurückgebliebenen hafteten auf den sich bedrohlich dehnenden Strängen, es war ein furchtbare, atemloses Schauen. — Das Seil hielt aus! — Unsicher griff Schirners Rechte in die Westentasche und brachte ein Messer heraus. Ein Ausdruck aus Rohheit und Gier gemischt trat in des Bauern Gesicht; mit den Zähnen öffnete er das Messer. — Eintönig scholl indessen das Steinbrechen des in der Tiefe Arbeitenden herauf. Ein warmes Licht strömte auf die Felsplatte und milderte das Grausige der toten Einsamkeit. Da kam es wie der Wiederhall eines Männerschrittes von der westlichen Seite des Berges. Der Schirner fuhr zusammen. Dann tastete er hastig nach dem Seil. Zweimal fuhr die scharfe Messerklinge in die alten Fasern; — ein Ruck — ein Reißen — dann ein kurzer, bitterer Schrei aus der Tiefe — und alles war still bis auf das Geräusch, das einen Berganklammenden verkündete! — Der Alte auf dem Felsen lehnte sich zurück an die Steinwand. Ein stockender Seufzer der Erleichterung entzog sich seiner Brust; scheu steckte er das Messer wieder zu sich; dann lauschte er auf die sich nahenden Tritte.

Wenige Minuten später tauchte ein blonder Männerkopf drüber auf und mit einem energischen Sprung erreichte einer, ein junger Bursch, die Felsplatte. Er war hoch und schlank gewachsen. Ein edler, wenig bairischer Zug war in seinem blondbärtigen, ernsten Gesicht; und die Dorfburschen, die den Binzenz Schirner einen „Gspäßigen“ nannten, hatten so Unrecht nicht; denn er hatte wenig mit ihnen gemein. Auch mit dem Vater hatte er nicht die geringste Ähnlichkeit, es sei denn, daß er ein ebenso kühner Aelsler wie dieser zu werden versprach. Er glich seiner toten Mutter, die eine Böhmin gewesen, ein schönes, fahrendes Weib, das durch Verkettung seltsamer Schicksale die Frau des Schirner-Josef geworden.

„Kommst zu spät“, redete dieser in sonderbarem Ton den Kommenden an. „Der Epp ist abgestürzt!“

„Abgestürzt? — Wo?“ schrie der Binzenz auf. Seine blauen, scharfen Augen irrten in plötzlichem, wildem Erschrecken über des Vaters fahles Gesicht. In dem zuckte keine Muskel.

„Da — das Seil ist gerissen — und — —“

Bis an die äußerste Felskante trat der junge Bauer vor und starrte hinab. „Der ist tot!“ sagte er schwer.

Nachdruck verboten.

Da legte ihm der Alte die Hand auf die Schulter. Seine Augen funkelten. „Bub, ich hab' Dir gesagt, daß wir einen guten Fund gemacht haben! — Aber — da unten stecken zehntausend Franken in den Steinen! — Es soll's niemand wissen als ich und Du! Du hast Dein Seil! — Laß mich hinab! — Wir müssen heut' das meiste holen, bevor andere dazu kommen!“

Ein Schauer ging durch den mächtigen Leib des Jungen. „Ihr — was seid Ihr für einer, Vater!“ stammelte er mit verzerrtem Mund. „Und der Tote?“ stieß er dann hervor.

Der Alte wurde unruhig. „Bist verrückt?“ sprach er störrisch. „Was hast denn? — Laß uns arbeiten jetzt!“

Der Vinzenz beschauten den Seilstumpf. Sein Gesicht wurde weißer und weißer. Es war, als fäste ihn ein Schwindel. „Das alte Seil — ja — ja — das alte Seil“, flüsterte er in sich hinein. Dann plötzlich legten sich seine Finger wie Schrauben um den Arm des Alten. „Den Toten“, raunte er ihm ins Ohr, „komm', wir müssen den Epp suchen.“ Damit zog er den Vater, der ihm widerstrebend folgte, hinab auf den halsbrecherischen Weg.

2.

Im braun verschindelten, sauberen Haus des Mättelbauern lag ein Toter. Nicht auf seinem kleinen Mättelglut bei Weib und Kind hatte den braven und fleißigen Mann der gewaltige Machthaber zum Sterben getroffen; des Toni Epp gefährliches Nebengewerbe, das Strahlen, hatte ihn vor der Zeit ans End' gebracht. Was war da neues, daß im Gebirg, im Dorf Frutton selber, eine Lücke in die Reihe der Kristallsucher kam? Fährlich fast kam einer oder der andere um bei dem Gewerb.

Als die beiden Schirner die Nachricht ins Dorf gebracht hatten, daß der Toni Epp verunglückt sei, da hatten sich tags darauf Polizist und Gemeindepräsident des Ortes mit dem alten Schirner und ein paar andern Männern auf den Weg gemacht nach der Kluft, wo der Leichnam lag. Die Amtspersonen hatten ein Protokoll aufgenommen und alles so gefunden, wie der Schirner-Josep es erzählt hatte. Der konnte ihnen sogar das zerrissene Seil vorweisen, das nach seiner durchaus glaubhaften Aussage an scharfer Felskante sich durchgerissen hatte; und so war alles in Ordnung befunden und das Protokoll geschlossen worden. — Den Toten aber trugen sie der bleichen, ernsten Bäuerin ins Haus.

Seit gestern abend lag er da, morgen sollte er beerdigt werden. Durch die einfachen, weißen Vorhänge am Fenster der schmucklosen, aber von fast peinlicher Reinlichkeit zeugenden Schlafstube, stahl sich der leuchtende Abglanz der Lichtwogen, welche das Tal durchwollten. Wie duftige, goldene Glorie wob sich der Sonnenstaub um den fahlblonden Scheitel der Rosi, der Tochter des Bauern. Sie saß unweit des Bettes, in welchem der Tote lag, die Hände im Schoß gefaltet, das zarte Gesicht mit den unregelmäßigen, aber seltsam feinen Zügen vergrämt und geneigt und schwere Tropfen in den großen, graublauen, etwas tiefliegenden Augen. Mit zuckenden Lippen spähte sie zuweilen nach dem weißen, kranzgeschmückten Lager. Der dort schlief, hatte an seinem einzigen Kind gehangen wie selten einer, und die Lücke, die er ließ, klaffte weit. —

Bon Schmerz übermannt, hatte die Rosi plötzlich das Gesicht in den Händen geborgen. Da öffnete sich die Tür

des Nebenzimmers, und die Bäuerin trat leise ein. Sie trug ihr schwarzes Sonntagsgewand, das ihre hohe Gestalt umschmeigte und den Eindruck der Festigkeit und Selbstbeherrschung, den das Weib bot, erhöhte. Ihr noch immer schönes Gesicht entehrte jeder Farbe, aber es zeigte kaum eine Tränenstrasse, und die zusammengepreßten Lippen bewiesen, wie sie Gewalt über sich besaß. Die Mättelbauern mochte den Bierzigern sich nähern, während ihre Tochter kaum achtzehn Jahre zählte. Der ersten goldbraunes Haar schimmerte schon stark ins Graue. Arbeit und Sorge waren stets ihr reichlich' Teil gewesen und hatten ihrem Jungsein enge Grenzen gesteckt. Mit unhörbaren Schritten trat sie hinter die Rosi. „Komm', Maitli“, sagte sie weich, „mußt Dich drein führen! 's ist halt dem Herrgott sein Willen gewesen!“

Mit kraftvollem Arm zog sie die Weinende empor und führte sie hinüber in die Nebenstube, einen eben so weiß geäuerten, traulichen Raum mit großem Eichentisch, Stühlen und Bänken aus rohem Holz und gleichen weißen Vorhängen an den blanken Fenstern.

Auf dem Tische lag ein mächtiger Kranz aus Flühhblumen und Tannenzweigen. Den hatte der Bursche soeben gebracht, der noch dort am Fenster stand und sich beim Eintreten der beiden Frauen langsam und wie in einem Banne nach ihnen umwandte.

„Siehst, der Vinzenz hat uns auch etwas Gutes tun wollen“, sagte die Bäuerin, auf den Kranz weisend.

Die Rosi sah mit schwimmenden Augen hinüber zu dem jungen Bauern.

Der zwang seine mächtige Gestalt auf und trat näher. Die Hand, welche er dem Mädchen bot, zitterte ein wenig, aber die Stimme hatte er unter seiner Gewalt, und es klang ruhig, zu ruhig fast, als er sagte: „Mußt Dich trösten, Rosi! Es geht halt einmal so in der Welt! Sterben müssen wir alle!“ — Hinter ihm knarrte die Tür ins Schloß. Die Bäuerin war hinausgegangen und hatte die zwei jungen Menschen allein gelassen. Der Vinzenz mochte dem Maitli ein besserer Trost sein als sie, die Mutter, selber!

Einen Augenblick standen die zwei, von der Helle des Sonnenglastes umsprühlt, schweigend einander gegenüber. Dann hob aufs neue ein Schluchzen der Rosi die Brust, und, wie nach einem Halt suchend, faßte sie die Hände des Burschen und schmiegte sich an ihn, dem sie sich zugelobt hatte vor ein paar Wochen — freilich ohne Wissen der beiden Väter. — Die hätten den Bund kaum gesegnet!

Zuerst hatte es geschiessen, als wolle der Vinzenz das Mädchen zurückstoßen; wie ein jäher Schreck war es bei ihrer Berührung durch seinen Körper gegangen. Dann aber zog er sie näher, legte ihren Kopf an seine Brust und seine Hand auf ihren lockigen Scheitel, als wollte er ihr wehren, ihm in die Augen zu sehen. So standen sie, ohne zu reden, und über seine Liebste ging des Burschen Blick durchs Fenster in die duftverschleierte Ferne, wo die Lichtstreifen unruhig flirrten. Daß die Augen ihn schmerzten von dem Hineinstarren, das achtete er nicht. In das Schweigen der Stube spannen seine Gedanken irre Bilder. Er vergaß, wo er war. Er sah sich und den Vater in der Kluft am Mittagsstock. Sie hatten den Vater der Rosi gefunden mit der klaffenden Stirnwunde, die ihm den Tod gebracht und sonst seltsam unverletzt trotz des schweren

Falles. Sein Erstes war gewesen, zu forschen, ob noch Leben in dem Körper sei; da hatte er gesehen, daß nichts zu hoffen blieb. Mit seinem Tuch hatte er dem Toten das Gesicht bedeckt und ihn dann wie einen Schlafenden in die Steine gebettet. Bei all dem hatte der Vater ihm hülfreiche Hand geleistet. Und da — plötzlich hatte sich ihm, Winzenz, die furchtbare Frage auf die Lippen gedrängt: „Habt Ihr's getan, Vater?“

Nicht ein Zug in des Alten furchigem Gesicht hatte sich verändert. „Rimm Dich in acht, Bub! — Du weißt nicht, was D' red'st! Es ist doch nicht's erste mal, daß ich mit dem Toni 'gangen bin!“

Das war so hart und rauh hervor gestoßen, als wäre keine Regung in der Seele dessen, der sprach.

„Aber ihr habt einander nicht recht leiden können und seid mir um des Geschäfts willen zusammen aus! Und dann das Seil? — Warum habt Ihr das alte genommen, Vater?“ hatte er, Winzenz, fast drohend weiter gefragt.

Da war der Vater ihm nahe getreten und hatte ihn mit einem furchtbaren Blick unter den buschigen Brauen hervor angesehen.

„Schweig, Bursch“, hatte er geknirscht in dem Ton, mit welchem er den wilden Knaben einst in Furcht gehalten. „Willst über Deinen Vater richten? — Vergiß nicht, daß D' mein Blut bist! — Ich hab' das Seil noch nicht außer Gebrauch geben wollen! 's ist ein Unglück! Aber 's hätt' gehalten, wenn der Toni ruhiger geschafft hätt' am G'stein!“

Da hatte er den Vater nicht weiter reizen können. irgendwo in seinem Herzen hatte sich ein Rest von Unabhängigkeit geregt, den die Rauheit des Alten noch nicht in seinem anders gearteten Sohne ertötet hatte. Aber die Last auf seiner Seele war nicht gewichen! Die heiße Angst verließ ihn nicht, der Steinreichtum, den die beiden ein Zufall hatte finden lassen, könnte dem Vater den Wunsch geweckt haben, allein den Fund auszubeuten. In seinem Innern brannte die Dual. Vor ein paar Wochen hatte er sich das errungen, was ihm in der Welt das Höchste däuchte. — Die Rosi hatte sich ihm zu eigen gegeben. Jetzt war der Rosi der Vater gestorben, und sein Vater konnte sein Mörder — —

„Es ist nicht möglich!“ sagte er plötzlich ganz laut vor sich hin.

Das Mädchen hob den Kopf und sah ihn fragend an. — Eine Blutwelle schoß ihm ins blaße Gesicht.

„Was hast, Winzenz?“ fragte die Rosi leise.

„Nichts, nichts! Dumme Gedanken!“ stammelte er.

Dann beugte er sich nieder zu ihr. „Gelt“, flüsterte er ihr ins Ohr, „mit Dir und mir kann's nimmer anders werden?“

Ihre Augen brannten in die seinen. „Ich weiß nicht, wie D's meinst, aber — komm zum Vater! Vor ihm will ich Dir versprechen, daß ich nimmer von Dir laß!“

Ein kalter Schauer überlief ihn und tönte die Freude an ihren Worten. Nicht um alles in der Welt hätte er mit ihr hineintreten können zu dem Toten.

„Ich glaub' Dir, Rosi“, redete er mühsam.

Dann preßte er ihr die schmale Hand, daß es sie schmerzte, und wortlos wandte er sich plötzlich und ging. An der Tür traf er die Bäuerin. An der schlich er scheu vorüber und bot ihr ein seltsam zitterndes „Ade Frau!“

Seit Wochen lag der Mättelibauer im Grab. Blaue Glocken und weiße Gänseblumen blühten üppig auf dem Hügel, und des Sommers heißer Atem strich durch den bergumschlossenen Friedhof.

Der Sommer hatte das Dorf belebt. Die zwei Gasthäuser waren voll bis unter's Dach von Fremden, welche den stillen, weltabgeschiedenen Ort zum Aufenthalt gewählt hatten. Der lehnte sich malerisch an den grünen Hügel, darauf die kleine, weiße Kirche stand. Vier Gebirgsstücke ragten als Wächter empor; auf den gewaltigen Säulen ruhte das Stückchen Himmel, welches für die Einsamkeit blauete. Zwei in ungezähmter Wildheit durch felsiges Bett talwärts stäubende Bäche begrenzten den Ort und tösten ihre Sturmmelodien in seine Stille. Dort, wo die breite Dorfstraße zu weitem Bogen ausholte, um das Gefälle zu überwinden, unweit des Punktes, wo in Abgrundtiefe die beiden Wasser sich einten, lag rechts das Mätteligtü und gegenüber die rauchschwarze Behausung, mehr Hütte als Haus, des Schirner-Josep.

Von dem letzteren erzählte man sich im Ort, daß er an der Stelle, wo der Epp-Toni verunglückte, einen großen Steinschatz gehoben habe und plötzlich ein hablicher Mann geworden sei. Und so wohl man den Alten, der sein ganzes Leben im Dorfe zugebracht hatte, kannte und wußte, daß nie etwas Schlechtes über ihn verlautet hatte, so war doch etwas durchgesickert durch die Geschichte jenes Unfalls, ein Wort vielleicht nur, das einer der Dörfler hatte fallen lassen. Das ging um im Ort, weckte da und dort ein unglaubliches Kopfschütteln, bei einigen wenigen aber auch leisen Verdacht. Wäre Winterszeit gewesen, die Zeit des untätigen hinter dem Ofen Hockens, es möchte vielleicht das eine Wort zu bösem Gerede sich ausgewachsen haben. Wie es war, waren die Bauern allzusehr beschäftigt auf ihrem Land, als daß sie sich lange um die Angelegenheiten eines Einzelnen hätten kümmern können. Die waren jetzt mitten im „Heuet“.

Am Kirchhügel in der einen großen Matte, welche zum Eigen des Mättelibauern gehörte, heuete dessen Witfrau mit Knecht und Magd und zwei Taglöhnnern. Ein würziger Duft strömte von der Matte; das kräftige Futter hatte die heiße Sonne eines einzigen Tages getrocknet, und die Leute waren geschäftig, es in Haufen zu rechen und zum Eintragen bereit zu machen.

Melf, der Knecht, welcher eintrug, war eben im Begriff, sein Seil um eine der Heuschichten zu legen, wobei ihm die alte Magd behülflich war. Der Bursche, ein hübscher, noch junger Mann mit schwarzen Haar und kleinem gleichfarbigem Schnurrbart redete während seiner Arbeit eifrig auf die Alte ein.

„Magst sagen, was D' willst, Trini, aber es ist etwas nicht richtig 'gangen bei dem Bauer seinem Tod! Der Schirner, der ist so hart wie die Steine, in denen er sein Lebtag herumgestiegen ist; dem merkt freilich nie an, daß er etwas auf dem Gewissen hat. Und der Junge, der wird ihm wohl geholfen haben!“

„Schäm' Dich, Melf“, antwortete im Born die Magd. „Da kann ich Dir meine Seel' dafür verbürgen, daß der Winzenz dem Epp nichts getan hat! Aber Du magst ihn halt nicht, weil die Rosi ihn gern hat und Du selber ein Aug' auf das Maitli hast, Du Einbildeter, Du!“

Mit einem bösen Wort warf der Knecht die Heubürde auf den Rücken. Dann sagte er: „Er soll sich in acht nehmen! Wenn ich etwas merke, weiß ich, wo ich zu reden hab'!“

Er wollte gehen. Da klang eine harte Stimme hinter ihm: „Kannst Dich um einen andern Dienst umsehen, Toni-melk! — Ich kann keinen im Haus brauchen, der so Schlechtes von einem andern red't und doch weiß, daß er einen Zug sagt!“

Das war die Bäuerin, die redete. Zufällig hatte sie hinter jenem großen Stein das Gespräch der zwei gehört. Nun war ihr Gesicht fahl vor Erregung, und ihre Nasenflügel bebten.

Der Knecht warf die Bürde ab. In sein Gesicht trat ein halb trotziger, halb spöttischer Zug. „Wißt Ihr denn so bestimmt, daß ich lüge, Frau?“

„Ja!“ sagte sie kurz und wandte ihm den Rücken. Hinter ihr scholl das Schelten des Knechtes. Mit den gewohnten stillen Schritten ging sie über die Matte und gab den von ihr angestellten Heuern klar und ruhig einen Auftrag, ehe sie heimwärts schritt. Und doch war Sturm in ihrer Brust. Den kämpfte sie desselben Abends aus, als es ruhig geworden war im Haus und selbst die Rosi sich schlafen gelegt hatte. Bei verglimmender Lampe saß die Mättelibäuerin am offenen Fenster und starrte die schwarzen Umrisse des Nachbarhauses an, in welchem kein Licht mehr war, aber über dem ein großer, blauer Stern im nächtigen Himmel stand, der ein fast mondhelles Licht niedergoss auf das Schindeldach. Es war, als flösse ein Segen auf das Haus. Die Bäuerin saß. Tag und Nacht seit dem Tode ihres Mannes rief sie sich zurück und vor allem die Stunden vor seinem Begräbnis. Blitzartig war damals ein Verdacht in ihr aufgetaucht, aber eben so schnell hatte sie ihn von sich gewiesen. Jetzt war er auf einmal wieder da, nur schrecklicher, als äffe und peinige sie ein Nachtgessenst. — Sie dachte an den alten Schirner. Aus dem seinem Furchengesicht war nimmer eine Schuld zu lesen, und doch — der — wenn's einer könnte! — Und der Junge? — Ein Stich fuhr ihr in's Herz. Auf den fiel kein Schein von Schuld, den kannte sie, wie sie die Mutter gekannt hatte. Dem und keinem lieber hätte sie ihr einziges Maitli anvertraut! — Die beiden, der Bursch und das Maitli, waren einig gewesen! Die Rosi hing an ihm mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Wesens; der würde es ans Leben gehen, wenn sie ihren Buben verlöre! — Nur — in der letzten Zeit war der Vinzenz so sonderbar, gleichsam scheu! Er vermied es fast, herüber zu kommen, und wenn er kam, war's, als laste etwas auf ihm! — Alles das erwachte plötzlich in der Brust der Frau und wuchs sich aus und stempelte den Verdacht zu grauer Wahrscheinlichkeit.

Am Fensterkreuz richtete sich die Grüblerin auf. Der Kopf war ihr schwer und sank, hart aufschlagend, an das Holz des Kreuzstockes. — „Wenn der Tonimelk recht hatte, Herrgott im Himmel, was würde aus der Rosi und ihrem Liebsten!“

Sie kam zu keinem Schluß, und — vielleicht zum ersten mal in ihrem Leben — war die willensstarke Frau ihres Ziels sich nicht mehr bewußt. Als sie ihr Lager suchte, war es nicht, um zu schlafen. Sie zermarterte weiter den schmerzenden Kopf, bis blässer Morgenschein die Stube hellte und der ermattete Körper für eine Stunde sein Recht verlangte.

4.

Die kleine Bergwelt war um vierzehn glühende Sommertage älter. In Frutten war ein Feiertag. Die Nacht hatte den lichtgewohnten Himmel mit drohendem Gewölfe überzogen. Ein heftiger Nordwind trieb das graue Schwadenchaos in Wirbeln nach Westen und peitschte weiße Nebelketten den Bergen entlang. In den Wind schallten wenig feierlich die Kirchglocken. Die riefen zum Gottesdienst, aber die Hälfte der Schläge erstickte das Windrauschen.

Die Fruttener wanderten zur Kirche.

Schon mochte der Großteil der Bewohner dort versammelt sein, als zwei junge Burschen, aus den Häusern unterhalb der Kirche kommend, in den Kirchweg einbogen. Der eine derselben war der Melk, der verjagte Knecht der Mättelibäuerin. Nur ein paar Schritte hinter denselben kam die Rosi Epp gegangen und mit ihr der Schirner Vinzenz. — Schweigend gingen die beiden, die sich am Mätteligtum getroffen, neben einander hin und achteten der Vorausschreitenden wenig. Der Melk aber hatte sie gesehen und verlangsamte seine Schritte. In seinem Gesicht war ein böser Zug.

„Du“, wandte er sich an seinen Gefährten, als er die beiden hinter sich in Hörweite heran wußte, „siehst du hinter uns die zwei? Die laufen jetzt so friedlich nebeneinander, und vielleicht dreht sich der tote Epp-Toni im Grab herum ob der Sünd!“

„Warum denn?“ fragte der andere junge Bauer dagegen.

„Das sagt man nimmer laut!“ war die höhnische Antwort.

Damit schritten die zwei Burschen schneller bergan, der Kirche zu. Und langsamer folgten der Vinzenz und sein Schatz. Die Rosi hatte mit flüchtigem Blick das Gesicht ihres Begleiters gestreift bei des Knechtes Worten. Eine helle Glut hatte darüber hingezuckt und war einer fahlen Blässe gewichen, aber den Blick hatte der Vinzenz nicht vom Boden aufgeschlagen. Und weiter waren sie gegangen im Schweigen. Nun standen sie vor der Kirchtür, unter welcher die zwei Knechte schon verschwunden waren. Die Glocken schwiegen. Der schmale Kirchweg war leer. Nur die zwei noch an der Pforte, der Bursch und das Mädchen.

Plötzlich schlossen sich seine Finger um ihr Handgelenk. Es war ein fast wilder Griff. „Hast gehört, was er gesagt hat, Maitli?“ stieß der Vinzenz leise hervor.

Erstaunt sah sie ihn an. Dann sagte sie einfach: „Ja, aber ich versteh' ihn nicht!“

In seinen Augen leuchtete es fast irr, als er sich näher zu ihr bog. „Bitt' für uns zwei, Rosi! Wir haben's notwendig!“ Damit wollte er sich zurückwenden. Aber sie hielt ihn.

„Komm mit, Vinzenz“, sagte sie, die Hand auf seinem Arm. „Reg' Dich nicht auf wegen dem da! Er mag Dich nicht — weil — weil ich Dich gern hab!“

Zögernd öffnete er die Tür. Als er in den menschengefüllten Raum trat, fühlte er Rosis Hand in der seinen mit leisem, liebkosendem Druck. Wie Andacht kam es über ihn — seine eigene Andacht! Die Predigt des Geistlichen klang an sein Ohr, und dann rauschten die Melodien der heil. Messe durch das Gotteshaus, — das alles hörte der Vinzenz nicht! Aber er sprach sein eigen Gebet mit zitternder Innbrunst, obwohl er sonst kein Frommer war. Bei dem wurde er ruhig und der Kopf gewann sein klares Denken zurück.

Als er die Kirche verließ, war in ihm ein bitterer Entschluß gereift. Ein harter, fast finsterner Zug lag auf seinem Gesicht. Er drängte sich aus der Menge, daß er der Rosi nicht mehr begegne. An dem Abend redete er dem Vater von dem, was er beschlossen hatte.

In die ärmliche Stube fiel der müde Dämmerschein des verglimmenden, grauen Tages und hob noch die düstere Schmucklosigkeit des niederen Raumes. Sauber war auch hier alles, aber die groben, braunen Hartholz-Möbel, der plumpe Tisch, die paar Stühle und dort der mächtige Glasschrank, hinter dessen Scheibe eine Sammlung seltenster Krystalle das Auge jeden Kenners hätte entzücken müssen, vermochten nicht, die Stube freundlich zu gestalten. Seit die Schirnerin tot war, war auch kein Hauch von Behaglichkeit mehr in Stube und Haus. Vater und Sohn lebten neben einander hin, wortkarg der Junge, mürrisch der Alte, und die alte Magd führte ihnen die Wirtschaft so schlecht und recht.

Am Spätnachmittage von einem mit einem Fremden unternommenen Ausflug ins Hochgebirge zurückgekehrt, saß der Schirner-Josef am Tische bei Käse und Brot und schnitt sich, bedächtig kauend, Stück um Stück der Speise. Des Alten lederfarbiges Gesicht zeigte trotz des anstrengenden Letterganges, welcher ihn schon um zwei Uhr des Morgens aufgerufen hatte, nicht eine Spur von Ermattung; doch schienen seine Gedanken während des Essens an etwas Unangenehmem zu hängen; denn die starken Brauen waren zusammengezogen, und eine der Falten über der Nase grub sich tiefer und tiefer.

Unten ging die Haustür. Da fuhr der Alte wie in plötzlichem Schreck zusammen. Ein schieuer Blick maß die Stube; doch, als drüben die Tür sich öffnete, war er wieder so ruhig wie vorher.

Der Vinzenz war eingetreten. Einen kurzen, stockenden Gruß warf er dem Vater hin, dann setzte er sich ans Fenster. Der Stuhl knarrte unter ihm; schwer und müde hatte er sich hineingesetzt.

„Wo bist g'wesen?“ fragte der Schirner.

„In den Bristen bin ich herum gelaufen“, antwortete langsam der Bursche, die Stirn in die hohle Hand gelegt.

„In den Bristen?“ Es klang in ungläubigem Staunen von des Alten Lippen.

„In den Bristen!“ wiederholte eintönig der Vinzenz.

„Was hast denn da oben gesucht?“

Mit einem Ruck war der Junge auf. Die Stube dröhnte unter seinen Tritten, während er zweimal den Boden maß.

„Ja, fragt nur, Vater, fragt nur!“ sagte er seltsam. Dann brach er los. Mit verkrampften Händen trat er vor den Alten hin.

„Ihr wißt's wohl! Seit dem Tag, da Ihr mit dem Epp auswar't am Mittagsstock — da ist's über mich kommen! Weiß Gott, was es ist! Bin ich schuld oder seid — — aber verrückt wer'd' ich, wenn ich hier bleib'!“

„Ich glaube, Du bist es schon“, sagte der Alte. Seine Stimme klang spröd, nüchtern in die leidenschaftliche des Sohnes.

Der fasste plötzlich die Hände des Alten. „Vater, sagt mir, schwört mir, habt Ihr's getan? Habt Ihr den Epp —“

Mit einer wilden Bewegung war der Schirner-Josef los von seinem Buben. Seine Faust ballte sich und dröhnte

auf den Tisch, daß jener unwillkürlich inne hielt in seinem Drängen. Und wie der Alte aussah, erzwang er sich Ruhe, bis er selber reden konnte. Sein Gesicht war grau, und selber die Augen waren starr; es sah aus, als müßte der Gross ihn töten. Aber Schwäche war keine an ihm.

„Bub“, sagte er, „das ist's zweite mal, daß Du mich das fragst! Ich hab' Dir nein gesagt, und nein sag' ich, tausendmal nein!“ Das schrie er nicht hinaus, aber das heisere Bischen klang doch wie ein Schrei.

Nur — der andere gab nicht so leicht nach.

„Ich will's Euch sagen, warum ich's wissen muß“, sagte der mit einer Stimme, der jeder Klang gebrach. „Die Rosi — hat mich gern — und ich — sie —“

„Du und die Rosi Epp?“ stammelte der Alte, ihn unterbrechend.

Seine dünne Hand umkrampfte die Lehne eines Stuhles.

Der Vinzenz redete weiter: „Ja, wir zwei! — Aber in mir ist etwas, das mich warnt vor dem Maitli, das mir lieb ist, weiß Gott wie lieb! Es ist ein fürchterlicher Verdacht, Vater, und der Himmel mag mich strafen, wenn er falsch ist — aber wie kann ich meinem Maitli das Versprechen halten, so lang ich den Gedanken in mir hab'!“

Der Alte schaute ihn an. Wie Hohn zuckte es über sein Gesicht. „Feigling“, sagte er, „wenn D' nicht Herr wirst über Dich selber, laß das Maitli laufen! Wirst doch so viel Willen in Dir haben, daß D' sie vergessen kannst!“

„Nein! — Und wenn ich's könnt' — sie würd' zu Grund gehen darob! Sagt mir nur das! Kann ich um die Rosi werben? Bei Eurer Seele Seligkeit, Vater, ist's nicht Sünd' auf Sünd' gehäuft, wenn ich das Maitli begehr'?“

Einen Augenblick zögerte der Schirner mit der Antwort. Da traf sein wandernder Blick auf die in angstvollem Fragen auf ihn gerichteten Augen des Sohnes, und er zwang die Erregung nieder, die ihm die Kehle zuschnürte.

„Warum solltest Du die Rosi nicht nehmen können? — Frag' doch nicht so dummi“, sagte er so schroff wie stets. „Die soll froh sein, wenn Du sie nimmt! — Aber Du, — denk', bevor Du sie fragst! Sie ist ein armes Maitli, und Du — kriegst Batzen, wenn ich tot bin! Du dürfstest Dir wohl eine nehmen, die Dir auch etwas bringt!“

Er stand plötzlich an dem Krystall-Schrank und öffnete eine Lade daran, welcher er einen Sack entnahm. Hell klang es an, als er den auf den Tisch setzte. Mit zitternden Händen entfernte er die Schnur, die ihn umwand. Eine wilde Gier malte sich in seinem Gesicht, und geheimnisvoll winkte er den Jungen heran.

„Weißt wie viel darin ist?“ leuchte er. „Ja, der Schirner ist reicher als man denkt!“ Seine Hand fuhr in das Gold und ließ langsam Münze um Münze zurückfallen.

„Dreißigtausend!“ redete er halb irr in sich hinein. „Nimm Dir ein anderes Maitli, ein reicheres, Bub! Du hast's Recht!“

Den Burschen brachte die Gier des Alten auf.

„Laßt das Geld, Vater“, sagte er heftig, „und gebt mir Antwort! — Ist's keine Sünd', wenn ich die Rosi nehm'?“

„Nein!“ sagte der Alte, während er das Geld zusammenpackte.

„Schwört, Vater!“

„Oho, Bub, fängst wieder an! Ich schwör' nicht, merk' Dir's!“

„Dann geh' ich fort über's Wasser, und Ihr seht mich nimmer Euer Lebtag!“

„Wie D' willst! — Jetzt laß mir meine Ruh'!“

Harten Schrittes ging der Alte aus der Stube. Er war wieder Meister geworden.

Aber die Qual behielt der Vinzenz in der Seele, und sie war mächtiger als vorher. Im Stuhl des Vaters saß er eine Weile, den Kopf in den Händen vergraben, und grübelte seinem Plane nach, welchen er heute morgen gefaßt. In zwei Wochen mußte er fort nach Amerika! Hier ging's nicht länger! Und in der Zeit mußte er's der Rosi sagen, daß er sie nicht nehmen könne! Dann war er ein Schlechter, ein Ehrloser!

Wie ein Tier im Schmerze stöhnte er auf. Als er aber nach einer Weile mit fieberndem Kopf sich erhob, wußte er, daß es keinen andern Ausweg gab!

5.

Die Tage verschlichen den fremden Besuchern von Frutten in toter Langeweile. Der Nebel war zu Gast im Tal, und daraus strömte unablässig ein feiner, kalter Regen. Das Dorf bot eine schlechte Sommerfrische!

Einem jagten die grauen Tage vorüber wie ein Sturmwind; das war der Schirner-Vinzenz.

Heute war Freitag. Am Montag mußte er fort auf seine Reise. Und noch immer wußte sein Maitli nichts. Nur gemieden hatte er die Rosi so sorglich, daß er sie kein einziges mal gesprochen hatte seit jenem Sonntag. Vom Fenster hatte er nur insgeheim einmal ausgeschaut nach ihrer jungen Gestalt, wie sie über die Straße schritt. Und das Glend hatte ihn gepackt, daß er gespenkt hatte wie einer, dem sein Liebstes gestorben ist. Heute hatte er sich ein Herz gefaßt, heute mußte er hinüber! Er ging seiner Arbeit nach und spähte dazwischen nach einem Augenblick, da er die Rosi allein zu Hause treffen möchte. Als die ersten Nachschatten sich auf die Berge senkten, sah er die Bäuerin zur Kirche schreiten. Jetzt war seine Zeit! Er biß die Zähne auf die Unterlippe, daß ein Blutstropfen sie färbe; dann trat er aus dem Haus. Ihm war's wie einem, der zum Tode geht.

Der Regen schlug ihm kalt ins Gesicht, und eine ganze Weile stand er in den Schauern, daß sie ihm den Kopf kühlten. Als er die Tür des Mättelihauses öffnete, war seine Hand fest, aber sein Herz hämmerte in wilder Unruhe.

Im Wohnzimmer fand er die Rosi allein. Sie stand am Tische und war im Begriff, die über demselben hängende Lampe anzuzünden. Die tiefe Blässe ihres Gesichtes fiel dem Vinzenz auf, als bei seinem Eintreten der aufflammende Lichtschein das Mädchen voll beleuchtete. Sie wandte sich nach ihm um und sah ihn mit den großen Augen vorwurfsvoll an.

„Guten Abend, Rosi“, sagte er.

Sie legte ihre weiche Hand in die seine und sah zu ihm auf. „Bist wieder einmal kommen?“ redete sie leise.

Da legte er den Arm um sie und beugte sich zu ihr. Ihre Augen brannten in einander, und der Blick löste für einen Augenblick alles andere Gedanken bis auf das selige Empfinden des Beisammenseins. Zwei weiße, weiche Arme, kaum zur Hälfte von den Ärmeln der leichten Jacke verhüllt, legten sich um des Burschen Hals, und den beiden war alle Sorge fern — für einen Augenblick! Sie küßten

sich auch, scheu und selig, wie zwei, die ein verrinnendes Glück kosten.

Dann flüsterte die Rosi: „Warum bist nimmer zu uns kommen all die Zeit?“

Langsam erwachte er. Ein alter, schlaffer Zug stahl sich in sein Gesicht. „Setz' Dich dort in den Stuhl, ich muß mit Dir reden, Rosi!“

Mühsam quälte er die paar Worte hervor.

In dem alten, lederüberzogenen Lehnsstuhl am Tische ließ sie sich nieder und faltete die Hände im Schoß.

Es zwang ihn nieder zu ihr. „Küß' mich noch einmal!“ stieß er hervor und hob sie empor wie ein Kind. Widerstreitend ließ er sie endlich, und sie wartete, daß er rede.

„Ich muß fort“, sagte er plötzlich rauh, „fort für immer!“

Sie saß und hielt wieder die Hände gefaltet.

„Wohin?“ fragte sie, Staunen und Angst in ihrem Ton.

„Nebers Wasser!“

„Und warum mußt denn fort?“

Er stand aufrecht vor ihr, den Arm auf der Lehne des Stuhles, und allmälig rang er den Sturm in sich nieder und sprach weich wie zu einer Kranken. „Rosie, weißt, als wir einander gefunden haben, da haben wir einander Treu' versprochen für alle Zeit.“

Sie nickte stumm. Ein Leuchten war in ihrem Blick.

„Wir haben nimmer gedacht, daß uns zwei einmal wieder etwas auseinanderbringen könnte. Aber nun ist's halt doch so kommen! Ich muß fort, und Du mußt hier bleiben, und wir können nimmer zusammen!“

Einen Augenblick versagte ihm die Stimme. Dann redete er weiter.

„Weißt aber, Rosi, wenn die Zeit vorbei geht, da wirst Du mich vergessen, — und die Burschen im Dorf werden Dir viel Ehr' antun! — Und dann wird einer dabei sein, den Du gern hast! — und dann — —“

„Und Du?“ unterbrach sie ihn in einem sonderbaren Ton.

„Ich — will an Dich denken, Rosi, wo ich bin, und will Dir's danken mein Lebtag, daß D' mich einmal so lieb gehabt hast! — Und — Rosi — sei mir nicht böß, — daß ich fort muß!“

Sie faßte seine herabhängende Rechte mit ihren beiden Händen und zog ihn herab, daß er an ihrer Seite sich ins Knie niederließ. So sprach sie zu ihm.

„Was D' mir sagst, Vinzi, vom Vergessen und einen andern nehmen, das glaubst ja selber nicht! — Aber warum willst mir nicht sagen, was Dich forttreibt aus unserem Dorf und so weit — weit fort? Daß D' etwas Schweres auf dem Herzen hast, das hab' ich ja schon lang gemerkt! Du bist ganz anders gegen mich als früher! Es ist mir manchmal, Du fürchtest Dich vor mir, und vor Scheu bist wohl nimmer gekommen die letzte Zeit! — Vinzi! — sie neigte sich ganz nah zu ihm — „hast denn etwas Schlechtes getan, etwas, wegen dem Du Dich fürchten mußt?“

Er zuckte zusammen. „Ich?“ stammelte er, „Ich? — Maitli, hat einer gesagt, daß ich's gewesen bin?“

Er hatte krampfhaft ihren Arm umklammert. Erst, als er das Erstaunen in ihrem Gesichte las, begriff er, daß sie nichts wußte von dem, was seine Seele peinigte. Eine finstere Entschlossenheit kam über ihn. Was nützte es, länger zu klagen, besser, rasch ein Ende zu machen. Unsanft machte er sich los und trat einen Schritt zurück.

„Siehst, Maitli, es nützt nimmer, zu fragen, was mich zwingt, daß ich das Dorf — und Dich verlassen muß! Ich kann's Dir doch nicht sagen! — Wenn D' mich lieb hast, wie ich Dich, so denk' manchmal an mich und — bet' für mich!“

Stumm nickte sie vor sich hin, als fände sie nicht Kraft, weiter in ihn zu dringen. Im nächsten Augenblick hatte er sie umfaßt und wild an sich gedrückt. „Leb' wohl, Rosi! Vielleicht seh' ich Dich noch einmal, bevor ich reise“, sagte er.

Aus seinem Tone hörte sie, daß er ihr nimmer nahe kommen werde.

„Gehst denn? Kannst denn gehen?“ fragte sie mit zuckendem Mund.

Da fühlte sie seine Lippen auf ihrer Wange, und dann rann ein heißer Tropfen auf ihre Hand.

„Vergiß mich nimmer, ich hab' Dich ja so furchtbar lieb!“ hörte sie ihn sagen. Dann stand er an der Tür und griff nach der Klinke.

„Binzenz, geh' nicht!“ schrie die Rosi auf.

Aber schon schlug die Tür hart ins Schloß. Er war gegangen.

Mitten in der Stube stand das Mädchen und lauschte, ob er zurückkommen werde. Ihr seines Gesicht war schreckhaft bleich, und die Augen standen groß und feucht darin. Da kam ein Schritt über den Hausslur und näherte sich der Tür. Es war die Bäuerin. Sie schrak zusammen, als sie das Mädchen gewahrt, das noch immer stand und langsam die Hände in einander verschlang, wie um sich auszukämpfen.

„Was hast?“ fragte die Mutter, vor ihr stehen bleibend.

„Der Binzenz“, sagte leise die Rosi.

„Was ist mit dem?“

„Er will fort — für immer!“

Mit grausamer Macht kam der Frau der Verdacht zurück, der sie seit Tagen peinigte; dem Binzenz galt er nicht! Sie ließ auch die Angst nicht aufkommen in sich; sie wußte nur, daß der Schirner-Binzenz nicht fort durfte, und sie mußte ihn halten! Das „Wie“ würde sich finden müssen.

Die Rosi lehnte sich an ihre Schulter; der Mutter Arm hielt sie fest.

„Was mag's sein, Müetti? — Er muß doch etwas getan haben, daß er flieht! O mein Gott, hat er denn etwas Schlechtes tun können?“

„Sei still, Rosi! Der Binzenz hat nichts getan, das weiß ich! Er soll auch nicht fort! Ich rede schon mit ihm!“

Die ganze Kraft und Entschlossenheit der Frau lag in ihrer Stimme, und das junge Ding an ihrer Seite wußte, daß darauf zu bauen war.

„Gelt, Müetti, du hilfst?“ sagte sie, halb getröstet.

Stumm nickte die andere.

Dann gingen die beiden an ihre Arbeit.

Als die Bäuerin eine kleine Weile später ging, im Stall nach dem Rechten zu sehen, sah sie den Schirner-Binzenz im Hut und mit einer brennenden Laterne aus dem Hause treten.

„Wohin willst denn noch?“ fragte sie, eine seltsame Unruhe in seinem Gesichte lesend.

Er blieb auf zu ihr wie ein Erstappter. Er hatte auch sie zu vermeiden gehofft. Dann erklärte er hastig, daß der Vater seit dem Morgen aus sei im Holz und noch immer nicht zurückgekommen sei. Er müsse hinauf, ihn zu suchen, da er sonst immer beim Zunachten zu Hause sei.

„Wo ist er denn hin?“ fragte sie.

„In die Bristen“, war die Antwort.

„Und bis dort hinauf willst noch?“

„Ich muß!“

„So nimm ein paar mit im Dorf!“

„Ich fürcht' mich nicht“, meinte er schroff.

Da griff sie nach seiner Hand und zwang ihn, ihr ins Auge zu sehen.

„Denk' an die Rosi, Binzenz“, sagte sie in sonderbarem Tone, dem er sich unbewußt beugte.

Leise sagte er: „Gut, ich will den Sternwirt um zwei Knechte bitten!“ Dann eilte er fort.

Die Bäuerin sah ihm nach, und ein sündiger Wunsch war in ihrer Seele: er möchte einen Toten bringen.

„Herrgott im Himmel, vergib!“ stammelte sie, als sie sich darauf ertappte. Dann trat sie ins Haus zurück.

6.

Es war am selben Freitag Morgen. Über den vom Regen weichen Waldpfad schritt der alte Schirner nach den Bristen. Er trug sein Veil über der Schulter, und es schien, als steige der Alte mühsamer als sonst bergan. — Was ihn heraus trieb, das wußte er selber kaum. Sicher war die zu verrichtende Arbeit nicht so unauffchiebar, als daß der Holzer sich nicht einen bessern Tag hätte aussuchen können. Aber zum ersten mal in seinem Leben war der Schirner-Josef von einer Unruhe gepeinigt, daß es ihn zu Hause nicht litt. — Der Binzenz wollte fort, das brachte ihn mehr auf, als er wollte merken lassen; und je näher der Tag der Abreise für den ersten kam, desto häufiger sann der Alte daran. Der Waldegang in dem strömenden Regen sollte ihm die Grillen vertreiben. Die aber wichen nicht so leicht. — Von den Bäumen fielen große Tropfen auf den stupigen, unbedeckten Kopf des Gebirglers. Seine Kleider waren schwer vom Regen. Deswegen war er nicht acht; aber es klang ihm etwas in den Ohren, das ihn peinigte. „Am Montag geht dein Bub fort, und du siehst ihn nimmer dein Lebtag!“ Das Räunen wurde er nicht los. — Und weiter stieg er durch den Wald, bis er die Bristen erreicht hatte.

Ein Stück des Waldes hoch über dem Dorfe trug diesen Namen, und die jähre Felswand, die mitten im Wald eine Lücke schuf, hieß die Bristensluh. Ob dieser, in furchtbarer Steilheit abfallenden Felsmauer führte ein Ziegenpfad nach dem Waldeigen des Schirner-Josef. Nach diesem wollte der Alte, eine abgestandene Tanne zu schlagen.

Eben jetzt erreichte er die Lichtung nahe der Wand. Ein paar Schritte mußten ihn an sein Ziel bringen. Aufatmend blieb er stehen und drückte sich den verwetzten Filzhut, den er in der Hand getragen hatte, ins nasse Haar. Dann schaute er mit halb scheuen, halb finsternen Blicken um sich.

Schwere Nebel trieben sich an den Bergen hin, in grauen Zeugen hingen sie über tiefenden Tannen und lagerten sich hoch über seinem Kopf am starr aufstrebenden Fels. Auch an der gegenüberliegenden Bergseite fehlten sie nicht, aber dort trieb ein Luftzug das graue Gewölk westwärts gegen den Mittagsstock. Für einen Augenblick ragte die weiße Spitze des letztern aus dem Nebel hervor; fahl, gespenstisch leuchtete sie herüber. Der Alte brachte den Blick nicht von ihr. Ein Schauder überrann ihn. Da fasste ihn helle Wut. „Verfluchter Berg!“ schäumte er auf.

Dann zwang er sich und schritt nach der Fluh. Behutsam, mit altgewohnter Sicherheit setzte er den Fuß auf das nasse Gras des schwindelnden, nur einem Fuße Raum gewähr- enden Pfades. — Nun hatte er die Mitte erreicht und maß mit den Blicken die letzten Schritte zum Ziel. Auf einmal zwang es ihm die Augen nach der weißen Schneespitze drüber. Eine grausame Furcht kam in sein Durchengesicht. Ein unmerkliches Straucheln jetzt, ein Ringen um das Gleich- gewicht, — die hagere Gestalt schlägt nach außen — dann ein kurzes, gurgelndes Aechzen, und der Schirner-Josep fällt, schlägt nieder an der steilen Wand und verschwindet in der Tiefe. Ein Ton bricht in die Stille wie von klin- gendem Eisen. Die Art mag unten auf den Stein geschlagen haben. Dann ist alles still. Der Regen nur schauert aus den Nebeln, und drüber jagt der Wind verhüllende Schwaden um das fahle Schnehaupt des Mittagsstocks.

* * *

Die Nacht hindurch hatte der Vinzenz mit den Knechten nach dem Vater gesucht im Gehölz. Ueber den Ziegenpfad an der Brüstenfluh hatten sie sich nicht gewagt; aber vor der Fluh hatte der junge Bauer gestanden, und „wenn er da hinunter wär“, war ihm plötzlich eine Frage gekommen. — Als der Tag hereinbrach und der Regen einem heißen Sonnengruß wichen, suchten sie am Fuße der Fluh. Da fanden sie ihn. Und noch war Leben in dem zähen Körper. Auf zwei jungen Tannen, die sie durch Asten verbanden, trugen sie ihn heim.

Der Schirner-Josep ist verunglückt! Das ging wie ein Laufsteuer durchs Dorf. Der Bahre war trotz der frühen Morgenstunde ein Teil der Dorfjugend gefolgt, und ein Menschenknäuel umstand jetzt des Sterbenden Hütte, um womöglich Näheres über den Unfall zu erfahren. Dass es mit ihm zum Sterben ging, das war eben jetzt unter der Menge bekannt geworden, da die alte Magd der beiden Schirner hinausgerannt war, den Pfarrer zu holen, damit der dem Schwerverletzten die letzte Oelung reiche.

Eine schwarz gekleidete, hochgewachsene Frau bahnte sich eben einen Weg durch die Menschengruppe. Der Mättelibäuerin machten sie willig Platz, und ohne ein Wort ver- schwand die Frau im Hause der Schirner.

In der engen Schlafstube, wo der Schirner-Josep lag, herrschte eine schwere, beängstigende Lust. Wohl gebettet ruhte der Verunglückte; der Vinzenz hielt allein die Wache bei ihm. Er legte von Zeit zu Zeit nasse Tücher auf den fiebrigen Kopf des Kranken; die Hand des rauen Mannes war weich, da er den Vater pflegte, der ihm doch wenig Gutes getan.

Ein Stöhnen rang sich aus Schirners Brust. Der Vinzenz beugte sich über ihn, um zu lauschen, was er begehrte. Da stand die Mättelibäuerin in der Tür. Hoch aufgerichtet, aber zum Erschrecken bleich stand sie da und sagte in hartem, unbeugsamem Ton:

„Ich bin kommen, Dir zu helfen, Vinzenz!“

Der machte eine Bewegung, als wisse er sie fort; aber sie kehrte sich nicht daran. Die Tücher nahm sie ihm aus der Hand und wechselte die auf der Stirn des Daliegenden. Derweil waren ihre Lippen zusammengepreßt, verbissen fast. Wie eine Richterin stand sie am Bett.

Der Schirner wurde unruhig. Seine bisher geschlos- senen Augen öffneten sich weit, und plötzlich richtete er sich

halb auf, auf den rechten, unverletzten Arm sich stützend. „Bist da, Frau?“ sagte er leichend und stierte die Bäu- erin an.

Sie sah, daß er sie kannte. Ein Zug wie von Angst flog über ihr Gesicht. Dann sagte sie hastig: „s geht zu End', Vinzenz! Sieh, daß der Pfarrer kommt, — rasch!“

„Die Erine holt ihn“, gab er zur Antwort, und wieder fragt sein Blick: Was tust Du hier?

Aber er kannte sie nicht!

„Geh!“ herrschte sie ihn an. „Such' ihn Du, wenn ihn die Erine nicht findet, oder soll der Vater sonst — — —“

Schon verschwand der Vinzenz in der Tür.

Da kniete die Frau nieder am Bett wie befreit. Wenn jetzt nur eine Viertelstunde ihr blieb!

Der Schirner-Josep redete noch immer wirr durcheinander. Plötzlich ward er still. Die Frau sprach. Die Worte hatten einen metallenen Klang.

„Hast mir etwas zu sagen, Schirner-Sepp?“

Ein scheuer Blick unter den buschigen Brauen hervor traf sie. Dann brachte der Sterbende mit letzter Kraft seinen Mund an ihr Ohr. „Ich hab's getan, Frau“, raunte er hinein, heiser, schrecklich.

Sie wußte, was er meinte. Sie war darauf vorbereitet. Und doch traf es sie wie ein Schlag. Aber sie zwang sich auf. Erschöpft war er in die Kissen zurückgesunken, und nun neigte sie sich zu ihm, nah, ganz nah.

„Schirner-Sepp, wenn D' gut machen willst hier in Deiner letzten Stund', schweig! — Keiner darf's wissen, das was D' mir gesagt hast, hörst — keiner!“

Noch einmal fand der Schirner zum Reden Kraft. „Der Vinzenz — die Rosi?“ fragte er stockend.

Er hatte sie begriffen, ehe sie ihr „ja, das ist's“ ausgesprochen hatte. Und da! mit tastender Hand hatte er, ehe sie es hindern konnte, ehe sie nur wußte, was er tat, den Verband weggerissen und die blutverkrustete Wunde geöffnet.

„Was tust?“ schrie die Bäuerin auf und mit zitternden Fingern preßte sie das Tuch auf das quellende Blut. — Aber es half nicht mehr.

„Verzeih!“ kam es fast unhörbar noch an ihr Ohr.

Dann huschte ein aschfahler Schein über Schirners Gesicht. Lang aus streckte er sich, und — die Bäuerin hatte seine Reden nimmer zu fürchten.

In dem Augenblick trat der Vinzenz mit dem Pfarrer und seinem Messdiener ein. Am Bett stand die Frau und fuhr sacht über die Lider des Toten, daß sie sich schlossen.

„Ihr kommt zu spät, Hochwürdiger“, sagte sie ruhig und klar.

„Ist er tot?“ fragte der Vinzenz.

Eine wilde Furcht stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Die Bäuerin nickte.

„Gerade ihm hätte die letzte Beichte werden sollen!“ sagte düster der Geistliche.

Da richtete sich die Frau am Bett zu ihrer vollen Höhe auf. „Er hat mir gebeichtet, Hochwürdiger! Und ich sprech ihn frei von der Schuld, die man ihm im Dorf aufbürdet!“

„So hat er's nicht getan, was man von ihm sagt?“ fragte langsam der Geistliche, und sein Blick ruhte auf der Frau.

Die zuckte nicht.

„Nein!“ sagte sie fest.

„Dann laßt uns beten für ihn“, murmelte der Pfarrer und kniete am Bett.

Da ging ein Schluchzen durch den Raum, ein halb unterdrückter Schrei. Der Vinzenz legte seine Hände an die Holzwand und schlug sein Gesicht hinein und weinte. Sein mächtiger Körper zitterte unter dem gewaltigen Ausbruch seines Schmerzes. — Schmerz? — Der Pfarrer mochte es dafür halten. Eine im Zimmer wußte, daß es Erlösung war von fürchterlicher Angst.

Und schweigend ging die Bäuerin aus der Stube.

* * *

Die Menschen hatten sich verlaufen, als die Mättelibäuerin nach ihrem Hause zurückschritt. Die Rosi stand am Fenster und schaute brennenden Blickes auf die Straße. Da die Mutter sie sah, zuckte sie zusammen, als hätte die Herabschauende sie auf bösen Sinn entdeckt. Fast müde stieg sie die Treppe hinauf; aber als sie die Tür zur Wohnung öffnete, war sie stark und gefaßt.

„Der Schirner-Josef ist tot“, sagte sie im Eintreten.

Die Rosi stand vor ihr. Die Bäuerin sah, daß sie geweint hatte. Sie schaute dem Mädchen ins Gesicht mit einem Blick, in welchem grenzenlose Liebe mit strengem Forschen sich paarte.

„Rosi“, sagte sie mit fast finstrem Ernst, „bist g'wiß, daß dem Vinzenz treu sein kannst — mag kommen, was will?“

„Du weißt es ja, Mütti!“

Es klang herauf aus der Seele des Mädchens, und ihre Augen leuchteten fast schwärmerisch in die dunkeln der Mutter.

„Gut denn, er bleibt bei Dir!“

„Er bleibt? — Er geht nicht fort! — O mein Gott, ich dank' Dir!“

Ein Schluchzen ging durch den Raum. Die Rosi hielt die Hände gefaltet und rang umsonst mit den Tränen, in welchen die Angst ihres Herzens sich löste.

Man muß nicht auf morgen verschieben, was man heute tun kann.

Dieses Sprichwort steht unter den zehn Geboten, die sich der im Jahr 1826 verstorbene Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Thomas Jefferson, als Lebensregel aufgestellt hatte, als erstes obenan. Die übrigen neun, von denen einige ebenfalls sprichwörtlichen Charakter besitzen, oder mit deutschen Sprichwörtern sinngleich sind, lauten: „Mit dem, was du selbst tun kannst, bemühe nicht andere. — Verfüge nicht über Geld, ehe du es hast. — Kaufe nie unnütze Sachen, weil sie billig sind. — Hochmut kostet mehr als Hunger, Durst und Kälte. — Man bereut nie, zu wenig gegessen zu haben. — Nichts ist mühsam, was man willig tut. — Oft verursachen jene Übel, die nie eintraten, Kummer und Sorgen. — Betrachte alles von der guten Seite. — Wenn du zornig bist, so zähle zehn, ehe du sprichst, bist du sehr zornig, so zähle hundert.“

* * *

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Bier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten,
Dir geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Die Worte vier: Halt ein! halt aus! halt an! halt ab!

Das Auge der Bäuerin ruhte auf ihr.

„Er hat fort gewollt, weil man seinem Vater Schlechtes nachgesagt hat im Dorf und er geglaubt hat, er darf' Dir nicht mehr nahe kommen!“

Das war wieder in so furchtbarem Ernst gesprochen, daß die Rosi aufmerksam wurde.

„Was haben sie denn geredet?“

„Sie haben gesagt, der Schirner habe Dir den Vater getötet!“ Laut und barsch klang das ins Zimmer.

„Jesus Maria“, stöhnte die Rosi auf.

Und wieder redete die Frau: „Ich aber, Deine Mutter, sage: es ist nicht wahr! Und ich gebe Dich dem Vinzenz! — Denk' dran, mag kommen, was will, ich, Deine Mutter, sage: 's ist nicht wahr, daß der Schirner mir den Mann getötet hat und Dir den Vater!“

Hart wie klingendes Eisen hatte auch jetzt ihre Stimme getönt. Dann hatte die Bäuerin das Zimmer verlassen.

Droben in ihrem Schlafzimmer schallte ihr schwerer Tritt. Dort in der Kammer stand das Weib vor einem an der Wand hängenden Kreuzifix.

„Mein Heiland“, stammelte sie in mächtig aufwallender Leidenschaft, „Du weißt, daß ich mein Maitli nicht hab' können zu Grund gehen lassen, Du weißt, ich hab' den Zug auf mich genommen, daß ich den zwei jungen Menschen etwas Gutes tu', und Du magst mir verzeihen, mein Heiland!“

Und während die Mättelibäuerin betete, richtete die Rosi unten in der Stube sich auf an der Mutter Worten. Das „ich, Deine Mutter, sage: 's ist nicht wahr“ klang ihr in den Ohren und lösche alle Angst in ihrer Brust. Dafür hielten Zukunftsträume Einzug, goldene, an Sonnenfäden hangende, die sich weiter spannen bis in den Himmel, den Himmel menschlichen Glückes! — — — — —

Über ein Jahr war die Hochzeit in Frutten, die stillste und doch frohste seit langem im Dorf. Der Schirner-Vinzenz heiratete die Rosi Epp!

Halt ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft,

Halt aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft.

Halt an zum Guten wen und wo du Macht gewanfst,

Halt ab vom Bösen wen, von Übel was du kannst!

Behalt' und halte dies, und ordne dein Verhalten

Danach, so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

* * *

Ausharren im Unglück ist meist, wie das edelste, so das flügste; weil, wer nichts mehr verlieren kann als das Leben, immer noch hiedurch die Ehre rettet, und weil ein Mann von unbezwungenem Sinn in Umständen, welche die Zeit herbeiführt, unerwartete Mittel findet.

* * *

Des Menschen Schuldbuch ist sein eigenes Gewissen,

Darin gestrichen wird kein Blatt noch ausgerissen.

Der Schuldner kann darin nicht tilgen seine Schuld,

Nur danken kann er, wenn sie tilgt des Schuldherrn Huld.

In deinem Schuldbuch kannst du tilgen, was dir ist

Ein anderer schuldig, nicht was du ihm schuldig bist.

* * *

Erfahren muß man stets, Erfahrung wird nie enden,

Und endlich fehlt die Zeit, Erfahri'nes anzuwenden.